LG
G599
Yweis

Weissenfels, Richard.

Der junge Goethe.

Der junge Goethe.

Von

Richard Weißenfels.

Zum Besten des Strassburger Goethe-Denkmals.

Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1899.

Printed in Germany

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Goethe's Stellung zu Religion und Christentum.

Vortrag mit Erläuterungen

von

D. **Karl Holl,**

Professor der Theologie in Bonn.

Klein 8. 1899. M. 1.80.

Goethe's

Götz von Berlichingen.

In dreifacher Gestalt herausgegeben

von

Jakob Baechtold.

Groß 8. M. 2.—. Gebunden M. 3.50.

Goethe's

Iphigenie auf Tauris.

In vierfacher Gestalt herausgegeben

von

Jakob Baechtold.

Groß 8. M. 1.—.

Lucas Heland.

Roman

von

Ernst Kilchner.

Klein 8. M. 3.30. Gebunden M. 4.30.

Tweis

Der junge Goethe.

Von

Richard Weißenfels.

Zum Besten des Strassburger Goethe-Denkmals.

28923/33

Freiburg i. B.
Leipzig und Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1899.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagshandlung vor.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorwort.

Der hier folgende Vortrag ist in einem Cyklus von Vorträgen gehalten worden, den die hiesige Gesellschaft für Geschichtskunde zum Besten des Straßburger Denkmals im letzten Frühjahr veranstaltet hat. Der Ertrag der Veröffentlichung wird dem Denkmal zu Gute kommen.

Freiburg i. B., Juni 1899.

Richard Weißenfels.

Der junge Goethe.

Aus dem großen Ganzen, das Goethes Persönlichkeit und seine Werke ausmachen, hat sich der junge Goethe nicht erst jetzt als besondere Erscheinung, als menschliche und litterarische Persönlichkeit für sich abgelöst. Das Denkmal, das dem jungen Goethe jetzt in Straßburg errichtet werden soll, hat eine bis an den Anfang des Jahrhunderts zurückreichende Geschichte. Damals blickten die Zeitgenossen des reifen und alternden, des klassischen Goethe, die Romantiker, sehnsüchtig in des Dichters Jugend zurück und begannen kritisch in historischer Betrachtung den jungen Goethe vom späteren zu unterscheiden. Ihn verherrlichte Ludwig Tieck, als er sagte, daß „Goethe der wahrhafte deutsche Dichter war, der sich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte". Ihn verherrlichte er als Befreier der Deutschen im Leben und in der Poesie, als Befreier von moralischer und ästhetischer Regel, vom sittlichen und künstlerischen Philistertum. Und er bedauerte seine spätere Entwicklung: die Wendung vom Deutschtum zur Antike, von freier Natur zu einem bewußt Gesetzen folgenden Stil in Poesie und Leben. Der „Götz von Berlichingen" und der Geist seines jugendlichen Dichters war lebendig, begeisternd lebendig in den gesündesten Jahren, welche die vielfach ungesunde Romantik erlebte, in den Befreiungskriegen, als für Deutschtum und Freiheit gekämpft wurde. Heinrich von Kleist, Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner und die

anderen Dichter, die damals in das politische Leben eingriffen, holten sich vom jungen Goethe, vom „Götz von Berlichingen“ Töne und Farben für ihre Poesie. Und der junge Goethe blieb, immer im Gegensatz zum späteren, das Ideal eines Dichters in der Generation von Schriftstellern, die das Revolutionsjahr 1848 vorbereiteten: bei Börne, Heine, Laube, Gutzkow: im jungen Deutschland.

Als dann die Wissenschaft sich die Aufgabe stellte, das Bild Goethes mit so bestimmten Zügen zu zeichnen, wie es rein genießende Begeisterung und Räsonnement nicht vermocht hatten, als die Goetheforschung dem voranschreitenden Wilhelm Scherer folgte, da war es auch zuerst wieder vor allem der junge Goethe, dem die mühsame, oft undankbare und mit Undank belohnte Arbeit galt. Man muß jetzt von Goethe-Philologen sprechen, man kann innerhalb dieser Gruppe von Gelehrten wieder Junge-Goethe-Philologen unterscheiden. Eine Gefahr lauert hier und ist von manchem Forscher nicht vermieden worden: das Gesamtbild des Goetheschen Wesens kann verzeichnet werden, indem man den jungen Goethe zu scharf vom späteren trennt, indem man übersieht oder nicht darauf hinweist, wie alles, was Goethe später wurde, in seiner Jugend sich bereits begründete.

Wie weit reicht seine Jugend? wie lange blieb Goethe jung? Darauf wußte schon Tieck nicht bestimmt zu antworten. Einmal meint er: bis der Dichter Frankfurt verließ, ein andermal: bis er nach Italien ging. Jenes wäre im 26., dieses im 37. Jahr seines Lebens. Im allgemeinen wird die erstere Grenze angenommen: Goethes Uebersiedelung von Frankfurt nach Weimar, mit der er selbst die Erzählung seiner Jugend in „Dichtung und Wahrheit“ geschlossen hat. Aber jene Uebersiedelung bedeutete doch zunächst nur einen Wechsel des Wohnortes und der Umgebung. Die innere Stimmung Goethes und die Art, wie sie sich äußerte, blieben zunächst in Weimar dieselben, die sie zuletzt in Frankfurt gewesen waren. So sahen sich denn Hirzel und Bernays, als sie in drei Bänden die Briefe und Dichtungen des jungen Goethe zusammenstellten, ver-

anlaßt, das erste Weimarer Jahr noch hereinzuziehen. Sie rechnen den jungen Goethe also bis Ende 1776. Ich kann auch da keinen tieferen Abschnitt erkennen, sondern erst etwa 1780. Ende 1779 machte Goethe mit dem Herzog Karl August eine Reise durch die Schweiz. Da benimmt er sich überall wie jemand, der sich an einem Wendepunkt seines Lebens fühlt, im besonderen an dem Wendepunkt von der Jugend zum Mannesalter. Er sucht Stätten und Menschen auf, die für sein Jugendleben Bedeutung hatten: in Frankfurt das Elternhaus, die Frau Rat, in Straßburg die dorthin verheiratete Lili Schönemann, in Sesenheim Friederike Brion, in Emmendingen das Grab der Schwester Cornelia und die zweite Frau seines Schwagers Schlossers, Johanna Fahlmer. Nicht nur ein Zurückdenken an die Vergangenheit spricht aus den Berichten des Reisenden, auch eine Abrechnung mit ihr, ein Abschließen mit der Jugend. Auf der weiteren Reise begünstigte die Einsamkeit der winterlichen Alpennatur solche Stimmung. Goethe schrieb in sein Tagebuch: „Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden", und in einem Briefe: „Ich fühle meine dreißig Jahre und Weltwesen! schon einige Ferne von dem werdenden, sich entfaltenden, ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche." Die Bedeutung der Reise faßte der Dichter dahin zusammen, daß mit ihr eine neue Epoche seines Lebens beginne. Dieses Bewußtsein einer beginnenden neuen Epoche und zwar der beginnenden Mannesjahre nach dem Ablauf der Jugendzeit spricht dann aus vielen Stellen der Briefe und Tagebücher 1780.

Was nun den jungen Goethe, also den vor 1780, von dem älteren Goethe, also dem nach 1780, unterscheidet, ist die Raschheit und Vielseitigkeit seiner Entwicklung. Ein Unterschied also, wie

er im allgemeinen zwischen Jugend und Mannesalter besteht. Aber bei Goethe ist er doch besonders scharf und eigenartig ausgeprägt durch die Leidenschaftlichkeit, mit der der Jüngling vorwärts dringt, nach allen Seiten hinein in das Leben, die Kunst, die Wissenschaft. Er schreibt 1771 aus Frankfurt: „Das Diarium meiner Umstände ist für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen"; „Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen." In dem Gedicht „An Schwager Kronos" schilderte er damals diesen nisus vorwärts unter dem Bild einer rasselnden Postfahrt: immer stürmisch voran:

holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein,
ja reißt es gleich
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Keineswegs verminderte sich die Raschheit und Vielseitigkeit der Entwicklung in den ersten Weimarer Jahren. Da heißt es in Briefen: „Es geht so entsetzlich durcheinander mit mir, daß es eine Freud' ist"; „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab." Wohin die Fahrt ging, wußte, überlegte der Dichter so wenig wie sein Egmont, dessen Gestalt sich um diese Zeit in seiner Phantasie heranbildete. Wie sein Egmont ließ er sich treiben von den Mächten in ihm und von äußeren Mächten, die über ihn Gewalt gewannen, von dem „Dämonischen", wie er es im letzten Buch von „Dichtung und Wahrheit" nennt. Er fand für diese Stimmung, für diese Art Lebensführung in der ersten Weimarer Zeit das Wort „Dumpfheit". Er schließt einen Brief an Frau von Stein: „Ich bin in liebevoller Dumpfheit der Ihre". Was er damit meinte, sagt eine andere Briefstelle an dieselbe: „Die Götter wissen allein, was sie wollen und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe." Er redet das Schicksal an:

„Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

Diese Dumpfheit wich um 1780 der Klarheit. Ausdrücklich betonte Goethe damals in einem Briefe an die Mutter, daß das „dumpfe Treiben" hinter ihm liege. Von nun an überlegte er, wie zahlreiche Selbstbekenntnisse verraten, jeden Schritt, bevor er ihn that, bedachte, wohin er führen könne und müsse. Er wurde der große Lebenskünstler, der mit einer nie aussetzenden Bewußtheit sein Leben gestaltete, seine menschliche, künstlerische und wissenschaftliche Entwicklung die ihr von seiner Natur gewiesenen Wege leitete. Stetiger, aber langsamer wurde damit seine Entwicklung und nicht mehr nach so vielen Seiten ausgreifend als früher. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" — das sagte Goethe aus der Erfahrung heraus, die er im eigenen Leben machte. Er verzichtete auf manches, um die klar erkannten Hauptziele zu erreichen. Auch insofern ward sein Lebensprinzip die Entsagung, die vor einigen Wochen an dieser Stelle geistreich behandelt worden ist*). —

Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen lassen Sie mich versuchen, ein Bild von der Entwicklung des jungen Goethe zu entwerfen, des Goethe, an dessen Denkmal wir hier zu unserem bescheidenen Teile mitarbeiten: ein Bild nur in den großen Zügen und nicht einmal in allen, nur eine Skizze — auf feinere Nüancierung und Farbengebung muß ich im knappen Rahmen eines Vortrags verzichten.

Goethe war im Alter und ist noch heute eine Kulturmacht, er war es schon in seiner Jugend insofern, als sich mit ihm zugleich und wesentlich durch ihn eine neue Periode unsrer Kultur entwickelte, die Sturm- und Drangperiode oder Genieperiode. Man

*) Windelband, Aus Goethe's Philosophie, Straßburger Goethevorträge S. 87 ff.

pflegt als ihre bezeichnende Eigentümlichkeit anzuführen den Ruf nach Natur, wie er in ihr von Frankreich her, von Rousseau widerhallte. Einem jungen, feurigen Geschlecht erschien die Kultur mit ihren überlieferten Konventionen greisenhaft. Aus ihren Stätten, den Höfen und Städten, sehnte man sich hinaus auf's Land, in den Wald, auf die Berge. Die Poesie der äußeren Natur ward damals tief erfaßt, indem man die früher für tot angesehene sich belebte, ihr ein Leben gab dem menschlichen ähnlich und dann Beziehungen fand und erdichtete zwischen dem Leben des Menschen und dem Leben der Natur. In Goethe's „Werther" ist es Frühling, Sommer, Leben überall in der Natur, als die Leidenschaft im Herzen des Liebenden aufflammt und um sich greift, Herbst wird es, Winter, der Tod waltet in der Natur, als den Verzweifelnden die Selbstmordstimmung umschattet. Und wie die äußere Natur, so suchte man die Natur im Menschen, sein natürliches Wesen, befreit von allem Konventionellen der Kultur. Der Naturmensch der wilden Völker erschien poetisch verklärt, bei Goethe z. B. in den Zigeunern seines „Götz von Berlichingen". Das Ganze der Menschennatur sah man bei den Naturvölkern noch erhalten, das durch die Kultur mit ihrer einseitigen Ausbildung einzelner Elemente des menschlichen Wesens aufgehoben schien. Das Ganze der Menschennatur war das Menschenideal für den Sturm und Drang, aufgestellt zuerst von Hamann, dem Magus des Nordens, erfolgreicher dann von seinem Schüler Herder, vom jungen Goethe am machtvollsten poetisch verkörpert im „Faust", vom Universalmenschen Goethe verwirklicht im Leben. Jeder Mensch sollte ganz das sein, wozu ihn die Natur bestimmte, sollte alle von Natur in ihm liegenden Kräfte gleichmäßig ausbilden, alle zugleich frei bethätigen in jeder Aeußerung seines Wesens, in seinem Leben, Handeln, geistigen Schaffen. Ein Ideal, das heute trotz des Wandels der Zeiten unsere Dichter wieder verkündigen, für das man heute die Formel hat: sich ganz, mit allen Elementen seines Wesens ausleben.

Da liegt die tiefste Wurzel des Sturmes und Dranges, sie war doch nicht der Naturkultus, vielmehr der Persönlichkeitskultus. Die Persönlichkeit des Einzelnen, das Individuum reklamierte seine Rechte gegen Gesetze, die in Moral, Religion, Wissenschaft, Kunst, Politik als allgemeingültig, als jeden bindend aufgestellt waren. Es war der Freiheitskampf des Individuums gegen eine Allgemeinheit, die ihm seine Eigenart beschränken, unterdrücken wollte, eine Revolution der einzelnen Persönlichkeit gegen die Tyrannei der Autorität. Diesen Persönlichkeitskultus, den Individualismus hatte der Sturm und Drang mit der Richtung gemein, die er sonst vielfach bekämpfte, der Aufklärung. Aber in der Aufklärung herrschte allmächtig die Vernunft, sie kämpfte um ihre Freiheit: ein Verstandesmensch war doch der größte Schriftsteller der deutschen Aufklärung, Lessing. Im Sturm und Drang verlangten auch die Sinne, das Gefühl und die Phantasie ihre Freiheit, ihre Rechte zurück. In Gefühl und Phantasie vor allem suchte man die Originalität des Menschen, sein Genie. Das Originalgenie ist ein immer wieder gefeierter, immer wieder poetisch gestalteter Typus im Sturm und Drang. Naturgewaltiges Originalgenie stellte Herder in seinen ersten leidenschaftlichen Schriften, den Programmschriften des Sturmes und Dranges, dem nach Mustern und Regeln lebenden und schaffenden Durchschnittsmenschen, dem Philister entgegen. Als Originalgenie sich fühlend, schrieb schon der Student Goethe in Leipzig, als man eine seiner Dichtungen mit der eines andern verglichen hatte: „Hätte ich Kinder und einer sagte mir: sie sehen diesem oder jenem ähnlich, ich setzte sie aus, wenn's wahr wäre."

Das Originalgenie sollte zugleich Kraftgenie sein, die Originalität sollte nur Existenzberechtigung haben, wenn sie eine kraftvolle wäre. Der Prediger Herder will von schwächlicher Tugend, die nur ein „Gewebe von Entsagungen" ist, nichts wissen. Da ist ihm noch lieber kraftvolle Sünde. Kraftvolle Sünder, große Verbrecher erhoben alle Stürmer und Dränger über schwächliche Tu-

gendphiliſter. Goethes Sympathie gehörte im „Götz von Berlichingen“ der großen Sünderin Adelheid, nicht der ehrſamen Maria. In Straßburg ſchreibt er: er fürchte ſich mehr vor ſeinen guten Werken als vor ſeinen Sünden. Und wieder ſchon in Leipzig ſprach er das Loſungswort aller Kraftgenies aus: „Man kann, was man will.“

Das Originalitätsprinzip, den Individualismus übertrugen die Stürmer und Dränger vom einzelnen Menſchen auf die Nationen. Wieder Herder verlangte Wahrung der nationalen Eigenart und fand ſie in der Litteratur am beſten gewahrt in der Volkspoeſie, dem Volkslied, dem Volksepos. Von dieſem Standpunkt ergab ſich Kampf gegen alle fremden Elemente in der deutſchen Litteratur, überhaupt der deutſchen Kultur. Unſere Kultur war damals, ſeit dem dreißigjährigen Kriege, mehr franzöſiſch als deutſch. Altersſchwach und unnatürlich erſchien dem jungen Herder, dann Goethe alles franzöſiſche Weſen. Ein machtvoller Durchbruch des Deutſchtums erfolgte: der Sturm und Drang war der kulturelle deutſche Befreiungskampf gegen Frankreich. Vorgearbeitet hatten den Stürmern und Drängern hier Klopſtock mit ſeinen patriotiſchen Oden und ſeinen Dramen von Hermann dem Cherusker und Leſſing mit der „Minna von Barnhelm“ und ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie, dieſem mit Friedericianiſcher Schneidigkeit geführten Feldzug gegen den franzöſiſchen Geiſt im deutſchen Drama.

Ueberhaupt brach die eben in Umriſſen gezeichnete Sturm- und Drangſtimmung nicht plötzlich hervor. Ganz allmählich hatte ſie ſich ausgebildet, bald in dieſem, bald in jenem Element, ſeit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ſeit dem erſten Auftreten der Schweizer Bodmer und Breitinger gegen den Regelpedanten und Franzoſenvergötterer Gottſched. Zu den unmittelbaren großen Vorläufern des Sturmes und Dranges gehörte neben Klopſtock und Leſſing auch Wieland, der das dem Sturm und Drang vorſchwebende Ganze der Menſchennatur in der Dichtung dadurch wieder-

herstellte, daß er die sinnliche Seite der Menschennatur neben der geistigen lauter zu Wort kommen ließ, als es in der früheren verstandesmäßigen Poesie der Fall war.

Diese drei Vorläufer des Sturmes und Dranges, Klopstock, Wieland, Lessing, wurden nacheinander die Lehrer des jungen Goethe. Unter ihrem Einfluß, mehr doch kraft eigener Naturanlage wuchs unser Dichter allmählich in die Sturm- und Drangstimmung hinein, die er dann durch seine Persönlichkeit und sein Dichtergenie zu der Stimmung machte, welche die ganze junge Schriftstellergeneration beherrschte. —

Man darf nicht schon in der ersten Frankfurter Zeit Goethes bis zum Abgang auf die Universität, also in den Jahren 1749—65, zu viel Sturm- und Drangmäßiges finden wollen.

Wohl stand dem Kinde und Knaben in der Mutter, der Frau Rat Elisabeth, eine Persönlichkeit zur Seite, die in vielen Eigenschaften eine Sturm- und Drangnatur war: mit ihrem tiefdringenden Gefühl, ihrer leicht erregten, Märchen liebenden, Märchen dichtenden Phantasie, mit ihren Grundsätzen „Leben und leben lassen", „sich selbst und andere nicht bemoralisieren", mit ihrer unverwüstlichen, humorvollen Lebensfreudigkeit, die auch Unbehagliches leicht überwand, die, wie sie in ihrer derben Sprache sagte, „den Teufel verschluckte, ohne ihn lange zu begucken".

Aber das Gegengewicht hielt ihr der Vater, der Kaiserliche Rat Kaspar, ein etwas pedantischer Herr, der die Zeichnungen, die sein Sohn Wolfgang unordentlich auf schlechtes Konzeptpapier warf, mehrere auf einen Bogen, sorgfältig auseinander schnitt und fein säuberlich in Linien faßte. Ein Prinzipienmensch, ein Regelmensch, ein Aufklärungsphilister. Uebrigens mit Unrecht als ein Hemmnis der Entwicklung seines großen Sohnes angesehen. Vieles hat dieser vom Vater geerbt und gelernt, was später, als der Sturm und Drang sich ausgetobt hatte, eigenartig hervorbrach, was zur Größe des späteren Goethe gehört. In eine höhere Sphäre gehoben, kehren

da Eigentümlichkeiten des Vaters wieder. Auf ihn weist zurück Goethes Interesse für die bildende Kunst, die Begeisterung für Italien, die strenge Bewußtheit der Lebensführung, die Leidenschaft für Pädagogik, die in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" echte Poesie wurde, in den „Wanderjahren" tiefe Lebensweisheit zum Ausdruck brachte.

Mit dem Vater teilte der Knabe Goethe die Begeisterung für Friedrich den Großen, der damals, in der Zeit des siebenjährigen Krieges, das deutsche Nationalgefühl erregte. Auch die Frau Rat hatte ihren Patriotismus oder, wie sie schrieb, „Pradiotismus". Einen solchen zu wecken und wach zu halten, dazu war Frankfurt recht geeignet mit seinen alten Stadtmauern, Türmen, Brücken, seinen burgartigen Häusern, seinen alten Bräuchen bei den Messen und der Kaiserkrönung. In die deutsche Vergangenheit leitete dies alles den neugierig beobachtenden und fragenden Knaben, fachte die Begeisterung für altes deutsches Wesen in ihm an, aus der die nationale Poesie des Sturmes und Dranges, sein eigener „Götz von Berlichingen" hervorging.

Aber zugleich trat französisches Wesen ihm nahe, als Frankfurt vier Jahre hindurch eine französische Besatzung hatte, trat ihm liebenswürdig und imponierend nahe im Königsleutnant Thorane und in einem französischen Theater. Die französische Kultur, die damals der gebildeten Gesellschaft in Deutschland einen undeutschen Charakter gab, ergriff auch den Frankfurter Patriziersohn: er schrieb französische Briefe und Verse. Französische Klassiker, Corneille, Racine, und ihre steifen deutschen Nachahmer aus Gottscheds Schule waren die Muster für Goethes erste poetische Versuche, z. B. für sein erstes Drama, von dem einige Verse erhalten sind, „Belsazar".

Sein höchstes Dichterideal war doch schon damals ein deutsch-nationales, es war der erste große Vorläufer des Sturmes und Dranges, auch der Mutter Lieblingsdichter: Klopstock, von dessen Gefühlsüberschwang der Vater nichts wissen wollte. Und auch die

löschpapiernen Volksbücher, die der Knabe sich kaufte, weisen von der früheren Aufklärungslitteratur zur Sturm- und Drangpoesie, weisen schon hin auf Goethes eigenen „Faust".

Als Persönlichkeit, als Kerl im Sinne des Sturmes und Dranges imponierte schon der Knabe Goethe seinen Altersgenossen, wenn er gravitätisch einherschritt: im grünen Rock, der Weste von Goldstoff, schwarzen Kniehosen, Lederschuhen mit silbernen Schnallen, den Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm. „Wir waren immer die Lakaien", erzählte einer seiner Freunde später der Frau Rat.

Als Persönlichkeit imponierte er vor allem den Mädchen. Eines von ihnen, ein Frankfurter Bürgermädchen Namens Gretchen, in „Dichtung und Wahrheit" liebevoll geschildert, hat als erstes lebendes Modell für das Gretchen des „Faust" zu gelten. Aber nicht einseitig war Goethe schon damals in der Liebe. „Die Mädchen seiner Stadt" läßt er in Briefen aus Leipzig an die Schwester Cornelia grüßen: immer in der Mehrzahl. Charitas Meixner, „das liebe Mädchen die Runkel", „Schmitelchen und Runkelchen" und andere soll die Schwester in seinem Namen küssen.

Verwöhnt von den Mädchen, aber auch von reifen Männern, begann Goethe schon sich als Mittelpunkt der ihn umgebenden Gesellschaft zu fühlen, wie er es Zeit seines Lebens blieb. Frühreif, eingebildet auf sein Dichtertalent, hochmütig unzufrieden mit der Welt bezog er im Herbst 1765 die Universität Leipzig.

Drei Jahre studierte er dort dem Namen nach Jurisprudenz, in der That Kunst und Leben. In „Dichtung und Wahrheit" ist Goethes Wesen und Treiben während dieses Zeitraums einseitig, zu zahm dargestellt, weil dem Dichter bei der Abfassung seiner Biographie nur die Briefe vorlagen, die er aus Leipzig an seine Schwester schrieb und die vom Vater durchgesehen wurden. Wir kennen jetzt andere, wildere Briefe an den Leipziger Freund Behrisch. Da blicken wir in ein tief, leidenschaftlich erregtes Gefühlsleben, in revolutionäre Auflehnung gegen die philiströse Gesellschaft,

das „Geschmeiß“, die „zuckenden Kröten“, die „listigen Spinnen“, wie eine Leipziger Ode Goethes an Behrisch schilt, blicken in Faustische Empörung gegen das pedantische, unlebendige Universitätswesen. Den Vorlesungen giebt der junge Student Schuld, daß er „manchmal dumm sei“. Er seufzt am Ende der Ferien: „Aber diese Teufelsdinger von Kollegs beginnen wieder.“ Stammgast scheint er in der Universität nicht gewesen zu sein. Dagegen war er Stammgast in der Weinstube Auerbachs Keller. Da gab es solche Zechereien, wie Goethe im „Faust“ eine in jenes Lokal verlegt hat. Drastisch schildert er die Folge einer solchen Nacht in einem Leipziger Briefe: „Gott weiß, ich bin so dumm, so erzdumm, daß ich gar nicht weiß, wie dumm ich bin.“ Die Leipziger Philister blickten bald ungnädig auf solchen Lebenswandel. Aber die jungen fein gebildeten Leipzigerinnen waren dem wilden Studenten nicht minder hold als die natürlicheren Frankfurterinnen. „Es giebt schöne Mädchen, die mich gern sehen“, rühmt er sich. Er moralisiert in Briefen über die Mädchen. Er möchte sie erziehen, zu der wichtigen Rolle, die sie in der Gesellschaft zu spielen haben, damit sie nicht so sind wie eine, von der er schreibt: „Ich sah sie vier- oder fünfmal und vier- oder fünfmal war sie eine Gans.“ Er empfiehlt ihnen Bücher, aus denen sie sich bilden sollen: die moralische Wochenschrift „Der Zuschauer“, Ciceros, Plinius' Briefe, aber ja keine Romane und am allerwenigsten Boccaccios „Dekamerone“, auf das Schwester Cornelia besonders neugierig gewesen zu sein scheint: „Nichts vom Dekameron; Papst hin, Papst her.“ Uebermütig wirft er den Gedanken hin, er wolle nach Beendigung seiner Studien Mädchenschullehrer werden, nur, fügt er vorsichtig hinzu, dürfte man nicht so schöne Mädchen in seine Schule bringen wie „die liebe Runkel“.

Weshalb richteten sich die vom Vater geerbten erzieherischen Gelüste mit Vorliebe auf das weibliche Geschlecht? Goethe sagt es uns selbst: „Es ist ein so niedliches Geschöpf, so ein junges Mäd-

chen." Ein wechselvolles, stürmisches Liebesleben enthüllen die Briefe, in welchem der junge Dichter erlebte, was er damals sang:

Es küßt sich so süße der Busen der zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

Und dieses Liebesleben gewann schon damals die Bedeutung für seine Poesie, die es immer behielt. Es spiegelt sich in den Leipziger Dichtungen, vor allem die Liebe zu Käthchen Schönkopf, der Tochter des Weinwirtes, bei dem Goethe zu Mittag aß. Wir kennen dieses Verhältnis mit der Koketterie des Mädchens, mit der Eifersucht und Selbstquälerei des Liebhabers, der damit wieder die Geliebte quälte, jetzt genau aus den Schilderungen der Briefe an Behrisch. Wir sehen, daß es mit allen kleinen individuellen Zügen poetische Gestalt gewonnen hat in dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" und dem Leipziger Liederbuch. Das bis ins Einzelne Erlebte war das Originelle dieser Leipziger Poesie, die sich sonst eng an die Modepoesie des Tages schloß. Vor allem die von Frankreich her beeinflußte schäferliche Anakreontik lieh Motive, Töne, Formen. Aber die Schilderung der Mondnacht in dem schönsten der Lieder:

Gern verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf —

das hatte kein Anakreontiker Goethen vorgemacht, das erinnert vielmehr, wenn man überhaupt an ein litterarisches Vorbild denken will, an Klopstock, den Schöpfer der deutschen Mondscheinpoesie, und an den zweiten großen Vorläufer des Sturmes und Dranges, Wieland.

Die Wielandsche Grazie war das ästhetische Ideal für Goethes

Zeichenlehrer Oeser und seine muntere Tochter Friederike. Wielandscher Grazie strebte Goethes ganze Leipziger Poesie nach. In seinen Briefen aber treten zwei derbere Schriftsteller bedeutsam hervor, die vom Ausland her die Entwicklung des deutschen Sturmes und Dranges beeinflußt haben: Rousseau und Shakespeare. Beide wiesen den jungen Dichter auf die Natur, eine kräftigere, als er bei Wieland fand. Poetisch, wie jene beiden, und in der Weise des deutschen Volksliedes begann er die äußere Natur zu erfassen, sich Eins zu fühlen mit ihr. Er jubelt im letzten Leipziger Frühling, daß die Natur mit ihm vom Krankenbette aufstehe. Und die Natur im Menschen wünscht er hergestellt: natürliches Benehmen in der Gesellschaft, natürliche Sprache, natürlichen Briefstil, natürliche Poesie; das verlangte derselbe, der doch anderseits die konventionellen französischen Formen der Leipziger Kultur, der in Leben und Dichtung die Bildung von Klein-Paris sich anzueignen strebte.

Gegensätze sehen wir, die Gegensätze der alten Zeit und der anbrechenden neuen, im Leipziger Goethe um seine Entwicklung streiten. In quälende Zweifel stürzten sie ihn, in Zweifel nicht mehr nur an der Welt, auch an sich selbst, an seinem Beruf, im besonderen an seinem Dichterberuf. Der Frankfurter Hochmut ist gewichen. Der Leipziger Student erklärt sich für „gänzlich von der Narrheit zurückgekommen, sich für einen Dichter zu halten", er findet überhaupt „nicht ein Fünkchen Wert in sich". Grübelei, Gemütsbewegung trug neben dem unregelmäßigen Leben dazu bei, daß er in eine schwere Fieberkrankheit fiel.

Nur halb genesen kehrte er im August 1768 in die Heimat zurück. In den Anfang der zweiten Frankfurter Periode Goethes fällt wohl die Abfassung seiner ersten uns erhaltenen größeren Dichtung, des Lustspiels „Die Mitschuldigen". Wielands skeptische Auffassung des menschlichen Wesens herrscht darin: ein Dieb wird nicht bestraft, weil keiner in seiner Umgebung sich dazu für berechtigt hält, weil alle moralisch nicht ganz sauber, eben „Mit-

schuldige" sind. Für die Form des Lustspiels, den äußerst gewandten Dialog, und auch für einzelne Motive war der Dichter aber dem dritten großen Vorläufer des Sturmes und Dranges, verpflichtet, Lessing, dessen „Laokoon" ihn schon in Leipzig ergriffen, ihm einen Zweifel erregt hatte, der weit in sein Leben hineinreicht: ob er zum Dichter oder zum bildenden Künstler berufen sei.

Die Rekonvaleszentenstimmung dauerte bei Göethe an während der anderthalb Jahre in Frankfurt bis zum neuen Abgang auf die Universität. Durch Kränklichkeit viel in das Zimmer gebannt blieb er neuen erregenden Eindrücken fern, hatte Zeit, die Leipziger Eindrücke in sich zu verarbeiten. Aus den Gegensätzen vermochte er sich noch nicht herauszufinden. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er in sich und um sich nicht klar sah: in Dämmerung. Dämmerung wurde die Lieblingsstimmung und die Grundstimmung in der zweiten Frankfurter Zeit Goethes. Es war seine mystische Periode. Dämmerungsfrohe Mystik beobachten wir da in der Religion, der Naturauffassung, der Aesthetik.

Nüchterner Rationalist war der Leipziger Goethe in der Religion gewesen, in Frankfurt näherte er sich im Umgang mit Susanna von Klettenberg, der „schönen Seele" des „Wilhelm Meister", der schwärmerischen Mystik des Herrnhutertums.

Und zugleich ergriff ihn die Naturmystik, die damals durch Mesmer, Cagliostro aufblühende natürliche Magie, die sich überhaupt gern mit der religiösen Mystik verband. Goethe begann die alchimistisch-kabbalistischen Studien, die später im „Faust" Verwertung fanden. Aber sie haben eine weiter reichende Bedeutung. Noch mehr belebte sich in ihnen dem Dichter die Natur, er ahnte in ihr eine Weltseele, die bis in ihre kleinsten Erscheinungen hinein wirksam sei und sie zu einem großen organischen Ganzen zusammenhalte. Er hatte den Weg betreten zur Naturauffassung und Religion seines späteren Lebens: zum Pantheismus.

Dämmerung, Mystik endlich in der Aesthetik. Weder natura-

listische Kunst noch stilisierte, wie die der Franzosen, entspricht dem Schönheitsideal, das in Goethe unter der Nachwirkung der Leipziger Eindrücke und der Lehren Oesers lebte. Er kann die Schönheit nicht erklären, er nennt sie „ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht, Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding".

Tiefe Erregung der Gefühlskräfte offenbart diese Vorliebe für Dämmerung auf verschiedenen Gebieten des Lebens, eine fortschreitende Abwendung von der verstandesfrohen Aufklärung. Ihren größten Schriftsteller Lessing nennt Goethe noch einen „Eroberer", ein „Phänomen von Geist", aber er ruft auch aus: „Lessing, Lessing! Wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen". Klopstock, Wieland, Lessing waren nacheinander seine Schriftstellerideale geworden, sie sind es jetzt nebeneinander. Sie haben ihn in die Pforte des Sturmes und Dranges geleitet, in welchem Klopstocksches Gefühl, Wielandsche Sinnlichkeit und Lessingscher Verstand sich vereinigten zum Ganzen der Menschennatur, das wieder in die Erscheinung treten wollte. Es trat in die Erscheinung, als Goethe in Straßburg die Pforte zum Sturm und Drang durchschritt, als er unter der Wirkung der Straßburger Erlebnisse und Anregungen sich fühlte als das, was er in ihm selber nicht bewußter Entwicklung geworden war. —

Voller Durchbruch des Sturmes und Dranges in Goethe, ein Sichbewußtwerden der angeborenen und erworbenen Eigenart — das war der Inhalt des Straßburger Jahres vom Frühling 1770 bis in den August 1771.

Eine doppelseitige erscheint die Stimmung des Sturmes und Dranges: eine weiche, empfindsame und zugleich kraftvolle, titanenhafte. Die Ueberfülle des Gefühls, welche die Stürmer und Dränger in sich hatten, empfand sich in einem Gegensatz zur damaligen Wirklichkeit. Das übervolle Herz zog sich nun entweder vor der Welt zurück, schwelgte in der eigenen Empfindung, verhätschelte sie — das

führte bei Goethe zur Wertherstimmung. Oder es stürmte in die Welt hinein, setzte das Recht seiner Eigenart trotzig gegen die Welt — das führte bei Goethe zur Prometheus- und Fauststimmung.

Anfänge der Wertherstimmung fand Goethe selbst später in seiner Liebe zur Pfarrerstochter Friederike in Sesenheim. Da lebte er, wie er berichtet, „etwas in den Tag hinein", ließ seinem „Herzchen", wie er an Friederike selbst schrieb, seinen Willen. Nur dem schönen Augenblick lebte er und verklärte ihn in Liedern, in denen die deutsche Lyrik ganz neue Töne anschlug, in denen der größte deutsche Lyriker, den die Leipziger Lieder nur leise hatten ahnen lassen, mit einemmal fertig, in voller Eigenart vor uns steht. Er wartet Morgens im Garten auf das Erwachen der Geliebten:

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Er sattelt am späten Abend das Pferd, um von Straßburg nach Sesenheim zu reiten:

Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Er erblickt die Geliebte:

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.

Nun wird ihm die sonnige Natur des schönen Elsaß ein Bild seiner Liebe:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!

Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
O Lieb', o Liebe,
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn.

Ganz in und mit der Natur lebt der Liebende, Herbst wird es um ihn, Nebel, die Wiesen grau, da der Abschied drängt. Er kann sich nicht losreißen. „Nun wäre es wohl bald Zeit", schreibt er aus Sesenheim, „daß ich käme. Ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum." Willenlos hat er sich von der Empfindung treiben lassen, bis die Tragik da war, die er selbst tief empfand und schon in Sesenheim poetisch gestaltete durch die Umdichtung des alten Volksliedes vom Knaben, der das Heidenröslein bricht.

Was Goethe an Friederike fesselte, war das Natürliche in ihrem Wesen, die reine Natur in ihrer Umgebung. Wie ein Rousseau'sches Naturidyll mutete ihn Sesenheim an. Rousseau und seine Natur waren Losungsworte in dem Kreise junger Männer, in welchem Goethe zu Straßburg bei den „Jungfrauen Lauth" speiste. Man stand da, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, der altgewordenen Kultur müde „auf dem Punkte sich der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben". Es war der erste Kreis von Kraft- und Originalgenies und in ihm Goethe unbedingter Herrscher, sobald er — nach dem Bericht eines der Tischgenossen — mit seinen „großen hellen Augen, prachtvollen Stirne und schönem Wuchs mutig ins Zimmer trat".

Ihre kraftvolle, derbe Seite kehrte da die Sturm- und Drangstimmung heraus; in festem, skrupellosem Erfassen des Lebens, seiner Freuden und Leiden, bereitete sich die Prometheus- und Fauststimmung bei Goethe vor. Eine Faustnatur trat ihm nahe, wurde ihm Lehrer, Anreger, Begeisterer in Herder, der damals durch ein Augenübel in Straßburg festgehalten wurde. In seinen Schriften

las Goethe, im leidenschaftlichen Gespräch mit ihm hörte er die Ideen, welche die neue Zeit heraufführten. Im Spiegel des Herderschen Wesens erkannte er sich selbst als ein Genie der neuen Zeit, als Stürmer und Dränger, lernte die Berechtigung all des Neuen, Großen fühlen, das als halb unbewußter Trieb schon in ihm lag. Aus der Frankfurter Dämmerung führte Herder ihn in den lichten Tag. Klar sah er seine Ideale jetzt vor sich. Es waren dieselben wie Herders, lauter Erscheinungen, in denen das junge Kraftgenie ihm kongeniales Wesen erblickte.

Es war vor allem Shakespeare mit der Naturwahrheit, Kraft, Größe seiner poetischen Welt. „Ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. Da hab' ich die Philister überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann!" So heißt es in der Shakespearrede, die Goethe kurz nach der Rückkehr aus Straßburg niederschrieb. Und weiter: „Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe." Zum Geschlecht der kolossalischen Menschen gehören fast alle Gestalten, die damals und in der nächsten Zeit Goethes Phantasie beschäftigten: Cäsar, Mahomet, Prometheus und im Hintergrunde schon, aus dem Hintergrund immer deutlicher hervortretend: Faust. Zum Geschlecht der kolossalischen Menschen gehört vor allem Shakespeare selbst. Dessen Persönlichkeit ergriff den Dichter fast noch stärker als seine Werke. Ein Kerl im Sinne des Sturmes und Dranges erschien er ihm, der mit „Siebenmeilenstiefeln" durch das vielgestaltige Leben wanderte und alles, was das Leben, die Welt ihm bot, mit der alles zwingenden Naturkraft seines Genies in seiner Dichtung verkörperte. „Mein Freund Shakespeare" ruft Goethe, er fühlte sich in seinem Wesen dem Original- und Kraftgenie des englischen Dramas verwandt.

Denselben ihm verwandten Genius empfand er in der Gotik des Straßburger Münsters. Als barbarische Regellosigkeit, als rohe Formlosigkeit galt, wie Shakespeare, so die Gotik in der Zeit, da

der deutsche Geschmack unter dem Bann des französischen Klassizismus und einer von dort her beeinflußten Auffassung der antiken Kunst stand. „Schwache Geschmäckler", den „Pöbel des Publikums" schilt Goethe die Vertreter der konventionell regelmäßigen, französierenden Kunst in dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst", in welchem er das Straßburger Münster feierte. „Ein Baum Gottes", „ein Koloß" erhebt es sich vor ihm, gleich den „Werken der ewigen Natur": Original- und Kraftgenie auch in ihm verkörpert, ein Titanengeist, ein himmelstürmender Prometheusgeist, der — so sagte Goethe — „Berge auftürmte in die Wolken". „Ungeheure Konzeptionen" nannte er noch später die gotischen Kirchen, „deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte".

Charakteristische Kunst fand Goethe in der Gotik, und „diese charakteristische Kunst", ruft er aus, „ist die einzige wahre". Er meinte damit individualistische, naturalistische Kunst, die der eigenartigen Empfindung des Künstlers unmittelbaren und vollen Ausdruck giebt, unbekümmert um allgemeine von Kunstrichtern aufgestellte Schönheits- und Kunstregeln. Es war Sturm- und Drangkunst, die er in der Gotik wie in Shakespeare bewunderte.

Solche charakteristische Kunst empfand er auch in dem dritten ihm mit Herder gemeinsamen Hauptideal der Straßburger Zeit, der Volkspoesie. Homer, Ossian, altenglische Balladen, deutsche Volkslieder — das war Poesie nach dem Herzen des jungen Genies. Ihre Wärme, Kraft, Leidenschaft, ihre Natürlichkeit in der Empfindung und deren Ausdruck galt ihm tausendmal mehr als die stilisierte Schönheit der Kunstpoesie. Deutsche Volkslieder sammelte er im Elsaß für Herder, ließ er sich von seiner Friederike singen. Das deutsche Volkslied war der Jungbrunnen, in den er die deutsche Lyrik tauchte. Volksliedmäßig ist viel von dem, was Goethes Sesenheimer Lieder von allen früheren deutschen unterscheidet. Das Volkslied ist seitdem eine Quelle der Verjüngung und Erfrischung für die deutsche Lyrik geblieben.

Das Interesse am deutschen Volkslied war bei Goethe nicht ein rein künstlerisches, zugleich ein deutsch-nationales. Für echt deutsch hielt er auch — freilich irrtümlicher Weise — die Gotik, er umfaßte darin den „Riesengeist" der Vorfahren und pries am Münsterer-bauer Erwin von Steinbach das „Wirken aus starker, rauher, deutscher Seele". Auch das Deutschtum des Sturmes und Dranges brach in Straßburg bei Goethe wie Herder machtvoll durch. In der unmittelbaren Berührung mit dem französischen Wesen, wie es in der Stadt Straßburg herrschte und mit dem deutschen Wesen auf dem Lande kontrastierte, lernten beide sich als Deutsche fühlen. „So waren wir denn", heißt es in Dichtung und Wahrheit, „an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig." Goethe verschwor, französische Briefe und Gedichte zu schreiben. Es war ein chauvinistisches Deutschtum, eine übertreibende Verkennung der großen französischen Kultur, von der Goethe bald wieder zurückkam. Es war der revolutionäre Anbruch einer großen deutsch-nationalen Kultur, scharf bezeichnet durch das Erscheinen von Herders „Blättern von deutscher Art und Kunst" 1773, in die auch Goethes Hymnus auf das Straßburger Münster aufgenommen wurde.

Das erste große deutsch-nationale Werk unserer neueren Litteratur war eine Frucht der Straßburger Entwicklung: „Götz von Berlichingen", Ende 1771 zu Frankfurt mit leidenschaftlicher Hast niedergeschrieben. Die Ehre des alten biederen Raubritters von Jaxthausen ward darin gerettet, die dieser selbst schon in seiner Lebensbeschreibung verteidigt hatte gegen seine Feinde und Verläumder. Aber zugleich die Ehre des deutschen Mittelalters ward gerettet gegen seine Verächter, welche die hochmütige Aufklärung erzeugt hatte. Als eine Zeit der deutschen Kraft, Treue, der unverfälschten deutschen Sprache ist das endende Mittelalter in Götz und seinen Getreuen der anbrechenden Neuzeit gegenübergestellt, die sich im Kaiser, im Bischof von Bamberg und ihren Höflingen, be-

sonders in Adalbert von Weislingen verkörpert. Den Vertretern des Mittelalters hat der junge Stürmer und Dränger gegeben, was er verehrte und in seiner Zeit wiederhergestellt wissen wollte: Thatendurst und Thatkraft vor allem und Sehnsucht nach persönlicher Freiheit. Die Vertreter der Neuzeit erhielten in ihr Wesen, was Goethen an seiner Zeit mißfiel, was er haßte: äußerlichen Glanz bei innerer Fäulnis und philiströse Schwäche und Unfreiheit. Aber eine Gestalt hebt sich aus der Gegenpartei des Helden heraus, zur Größe, wenn auch zur Verbrechergröße: Adelheid von Walldorf. Fast mehr als dem Götz gab der Dichter ihr aus dem eigenen Wesen: sie ist in der ersten Fassung des Schauspiels ein weibliches Kraftgenie, eine dämonische Persönlichkeit, die sich mit ihrer Schönheit und ihrem Frevelmut durchsetzt gegen die konventionelle Sittlichkeit. Goethe verliebte sich, wie er später gestand, in dies Geschöpf seiner Einbildungskraft und gewährte ihr größeren Raum im Drama, als dessen künstlerische Einheit gestattete.

Revolutionär war das Schauspiel doch weniger im Gehalt als in der Form. Alle überlieferten Regeln der dramatischen Form mißachtend, Shakespeares Freiheit noch überbietend, bewährte der Dichter, was er in der Shakespearerede bekannt hatte: „Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Zeit und der Handlung lästige Fesseln unserer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte."

Die Formlosigkeit des „Götz" in der ersten Fassung und die Gestalt der Adelheid darin zeigen Goethe als extremen Stürmer und Dränger. Aber bald nach der Vollendung empfand der Künstler in ihm das Extrem. Herders Kritik, das jetzt anhebende Studium der Antike und die Formenstrenge der Lessingschen „Emilia Galotti", die 1772 erschien, brachten ihm zum Bewußtsein, daß er in der Leidenschaft mit den entbehrlichen und schädlichen Regeln zugleich

unentbehrliche, unverbrüchliche Kunstgesetze verletzt hatte. Als der „Götz" 1773 veröffentlicht wurde, war die Rolle der Adelheid beschränkt und die Regellosigkeit der Form gemildert. Es war die erste That der Entsagung, die Goethe vollbracht hat. —

In der dritten Frankfurter Periode Goethes, den Jahren 1771—5 mit dem Wetzlarer Sommer von 1772, beobachten wir nun in seinem Leben und seiner Poesie, wie der Sturm und Drang weiter tobt, aber Anzeichen fehlen nicht, daß dieser Stürmer und Dränger größer war als seine Genossen, berufen, sich über den Sturm und Drang hinaus zu entwickeln zum Klassiker.

Die Thätigkeit des Rechtsanwalts, als den Goethe sich nach der Rückkehr von Straßburg in seiner Vaterstadt niederließ, machte ihm wenig Kopfschmerzen. Er überließ sie im Wesentlichen dem Vater. Während der Vater die Akten der Prozesse studierte, streifte der Sohn durch Frankfurts Umgebung, am liebsten bei Regen und Sturm, wenn der Aufruhr der Elemente der inneren Glut und Fülle seiner Empfindungen entsprach.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird der Regenwolke,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen wie die
Lerche, du da droben.

So sang der Dichter damals in „Wanderers Sturmlied". Oder er fuhr auf Schlittschuhen über das Eis, „wie ein Göttersohn" erzählte später die Frau Rat, und empfand das „Eis-Lebens-Lied":

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Oder er bewegte sich in Gesellschaft. Mit tändelnden Spielen wech-

selten da leidenschaftliche Scenen. Zwei Frauen regten in dieser Periode das Tiefste auf in Goethes Wesen: Lotte Buff in Wetzlar und Maximiliane Brentano, nicht glücklich verheiratet mit einem Frankfurter Kaufmann. Beide verschmolzen in des Dichters Phantasie zur Lotte des „Werther", seine Erlebnisse mit beiden fanden poetische Gestaltung in dem Roman, der die weiche Stimmung der Sturm- und Drangperiode, die Empfindsamkeit in Goethe völlig ausgebildet zeigt. Das Originalgenie Werther entzieht sich der Welt, in die es sich immer weniger finden kann, durch Selbstmord. Dieser Selbstmord aber ist, wie er motiviert und geschildert wird, nicht nur eine That der Schwäche, er erscheint nach der Tendenz des Romans zugleich als moralischer Sieg Werthers über das Philistertum in der Gesellschaft, als eine Selbstbefreiung des Einzelnen aus den Fesseln der Gesellschaft, der Allgemeinheit, mystisch verherrlicht als Rückkehr des Individuums in die Natur, als Aufgehen in das Universum.

Das weibliche Geschlecht gewann in dieser Periode noch größere Macht über Goethe, noch stärkeren Einfluß auf seine Poesie als früher. Neben Lotte und Maximiliane traten, den Dichter beglückend, begeisternd, auch quälend, die Frankfurter Freundinnen seiner Schwester Cornelia, ferner Johanna Fahlmer, die Tante der Brüder Jacobi, die Gräfin Auguste Stolberg, diese beiden von Goethe ausgezeichnet durch tiefgehende Briefe, endlich Lili Schönemann. Mit ihr verlobte sich der Dichter 1775. Ihr verdanken wir einige seiner schönsten Lieder: „An Belinden", „Neue Liebe, neues Leben". Sie zu vergessen, hielt er im Sommer 1775 die Flucht in die Schweiz für notwendig. Aber beim Anblick einer Königinnenkrone in Einsiedeln „dachte er nicht anders, als er müßte sie Lili auf die hellglänzenden Locken drücken." Auf dem Züricher See beginnt er wohl ein Lied:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Aber dann heißt es:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Und noch deutlicher geben die Verse „Vom Berge" die widerspruchsvolle Stimmung des Reisenden wieder:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

An Vielseitigkeit stand Goethes männlicher Umgang dem weiblichen nicht nach. Ein neuer Kreis von Original- und Kraftgenies bildete sich in Frankfurt um ihn. Klinger und Heinrich Leopold Wagner waren darin neben Goethe die bedeutendsten Dichter, und auswärtiges Mitglied war Lenz, von Straßburg her einen eifrigen Briefwechsel mit Goethe unterhaltend. In diesem Kreise herrschte eine für den Sturm und Drang charakteristische Leidenschaft alles zu dramatisieren, in Shakespearescher Weise, und an Anregungen überreiche Besprechungen fanden wöchentlich statt in Klingers „armem Zimmer im Rittergäßchen", wobei auch Klingers Mutter gern gesehen war und seine schöne Schwester Agnes, ein echtes Geniemädchen.

Im benachbarten Darmstadt und Homburg wurde mit Freund Merck, einem der lebenden Urbilder für den Mephisto, gespottet und gelästert, mit den empfindsamen Hofdamen geschwärmt. Auch die Empfindsamen um Sophie La Roche in Koblenz und Ehrenbreitstein sahen den Dichter bei sich, der dort zuschaute, wie der Reiseapostel der Empfindsamkeit Leuchsenring Andenken an schöne Frauen aus seinen Schatullen hervor kramte und damit die um ihn versammelte Gesellschaft zu Thränen rührte.

Aus der Ferne kamen nach Frankfurt, den Götzdichter zu besuchen, der Schweizer Pfarrer und Physiognomiker Lavater und

der Pädagog Basedow. Sie nahmen Goethe mit auf die Geniereise den Rhein hinunter.

Und wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Bis zu den Brüdern Jacobi in Düsseldorf ging es, einem dritten Kreise, in welchem Genieweſen und Empfindsamkeit eine ganz eigenartige Geselligkeit schuf.

Nach Frankfurt, in den Bannkreis Goethes ward auch Klopstock gelockt, ihm folgten verschiedene seiner treusten Anhänger, der Göttinger Hainbündler, darunter die Brüder Stolberg. Sie lechzten damals nach Tyrannenblut, und die gutmütige Frau Rat, als Frau Aja von ihnen gefeiert, die die Tyrannen nur sehr aus der Ferne kannte, setzte ihnen, um ihre Wut zu besänftigen, die ältesten Weine ihres Kellers als „wahres Tyrannenblut" vor.

So sehen wir den jungen Goethe als eine menschliche und dichterische Persönlichkeit, die immer mehr die originellen Geister der Zeit mit magnetischer Kraft an sich zog und festhielt. Das Hochgefühl, mit dem er den wachsenden Ruhm und das Genieleben genoß, spricht aus vielen Briefstellen. Nur eine sei angeführt: „Heute Freitags früh wird Merck anlangen und Leuchsenring mit, und über das alles Schlittschuhbahn herrlich, wo ich die Sonne gestern herauf und hinab mit Kreistänzen geehret habe. Und noch andere Sujets der Freude, die ich nicht sagen kann. Es grüßt euch meine Schwester, es grüßen euch meine Mädchen, es grüßen euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur rechten, die goldene Venus dort und der Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen und mir gestern unter die Füße band seine göttlichen Sohlen, die schönen, goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hauche des Windes. Und so segnen euch die lieben Dinger im Himmel." Geschildert wird Goethe damals als

„schöner Junge, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist, mit Götterkraft in seinem Wesen, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln."

Aber der Adlerflug senkte sich auch zuweilen. Dem jungen Genie ward manchmal vor sich selbst bange, vor dem fesselnden Individualismus, mit dem er sich auslebte, ausstürmte. Er fühlte, daß er Schuld auf sich lud, namentlich in seinem Liebesleben, daß die Leute nicht Unrecht hätten, wenn sie sagten „der Fluch Kains liege auf ihm." Er that Buße in seinen Dichtungen, indem er aus der Stimmung der eigenen Erlebnisse heraus deren Helden sich in Liebesschuld verstricken ließ: so schon Weislingen im „Götz", dann Clavigo in seinem Verhältnis zu Marie Beaumarchais, Fernando in der Doppelliebe zu Stella und Cäcilie, Faust in der Tragödie, die er über sein Gretchen, Egmont in der Tragödie, die er über sein Clärchen heraufbeschwört.

Im Dichten überhaupt suchte der Leidenschaftliche Ruhe vor dem Leben. Die Kunst ward ihm, der mit dem kirchlichen Christentum nichts mehr gemein hatte, zur Religion, die ihm Frieden geben sollte, das künstlerische Schaffen wurde dem angehenden Pantheisten zur Bethätigung des in ihm wie in allem Lebendigen wirkenden göttlichen Geistes. Das Bild eines so schaffenden Künstlers ward ihm der Titan Prometheus. In dem Dramenfragment, das seinen Namen trägt, trotzt der Empörer inmitten der Statuen, die er geformt hat, allen Versöhnungsvorschlägen des Zeus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich,
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten,
Meinen Geist so tausendfach
Geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!

Das ist Goethe, das trotzige Kraftgenie, der schaffende Künstler,

der sich dem Schöpfer und Regierer des Weltalls ebenbürtig fühlt. Aber so sollte Prometheus in dem Drama nicht bleiben, er sollte — darauf scheint verschiedenes in dem Fragment hinzuweisen — im Tode aufgehen in das Universum, der Empörer sollte sich einfügen in die allgemeine Harmonie. Ein mystischer Schluß, wie der Schluß des „Werther", war beabsichtigt. Das große Individuum, der Uebermensch sollte sich auflösen, wollüstig zurücksinken in das Ganze der Natur.

Und eine ähnliche Entwicklung muß dem Dichter dunkel vorgeschwebt haben für seinen „Faust", dessen erster Teil in den Hauptscenen, vor allem der Gretchentragödie schon während der beiden letzten Frankfurter Jahre entstand. Es ist der Urfaust. Er bildet jetzt den Ausgangspunkt für die immer wiederholten Versuche, die ganze Dichtung zu erklären. Mit Recht beginnt man mehr als früher davon auszugehen: Faust ist als Stürmer und Dränger konzipiert, als titanisches Kraftgenie, das in Forschen und Genießen das im Sturm und Drang erstrebte Ganze der Menschennatur bethätigen, verwirklichen will. Er sollte auf einer durch das alte Volksbuch gegebenen Weltfahrt mit Mephistopheles die Welt in sich aufnehmen, so „sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern". Auch dieser große revolutionäre Einzelmensch sollte sich, wie Prometheus, einfügen in das harmonische Ganze der Natur, er sollte dem Erdgeist ähnlich werden, der im Urfaust jenes Ganze der Natur symbolisch verkörpert.

Ueberwindung des extrem individualistischen Sturmes und Dranges — diese Aufgabe, die Goethe sich schon damals gestellt fühlte, ist die Idee, die in den größten Konzeptionen unserer ganzen Poesie, „Prometheus" und „Faust", nach dichterischer Gestaltung rang. Sie konnte damals nicht völlig gestaltet werden, „Prometheus" und „Faust" mußten damals Fragmente bleiben, weil Goethe selbst noch zu tief im Sturm und Drang befangen war.

Auch die Form seiner Poesie war damals noch in vielem sturm-

und drangmäßig: die freien reimlosen Rhythmen in Pindarischen Oden, im „Prometheus“, an vielen Stellen der andern gleichzeitigen kleineren Dramen, die Hans-Sachsischen Knittelverse der Fastnachtsspiele und des „Faust“. Aber auch hier gegen die erste Fassung des „Götz“ doch ein Fortschritt zur Gesetzmäßigkeit. Es ist nicht mehr rein naturalistische Form, sondern schöne Form, gestaltet nach Gesetzen, die im Künstler Goethe wirksam waren, ihm selber unbewußt. Und mit Bewußtsein zwang er seine Ideen und Gefühle in gegebene, überlieferte Kunstform in „Clavigo“ und „Stella“ — regelmäßigen Dramen fast im alten französischen Geschmack — und in den Singspielen „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“. —

Im Herbst 1775 folgte Goethe, den manches in Frankfurt bedrückte, dem Rufe des Herzogs Karl August nach Weimar. Dort am Hofe war um die Herzogin-Mutter Anna Amalia, eine Sinnesverwandte der Frau Rat, und ihren Sohn Karl August, den Geistesverwandten Goethes selbst, eine ungewöhnliche Menge von Originalen, Männern und Frauen, versammelt. Es war ein günstiger Boden für die Fortsetzung, ja für eine Steigerung des Frankfurter Genielebens.

Im Sturm eroberte Goethe, als er in der Werthertracht in diese Gesellschaft trat, alle Herzen. „Goethe ging wie ein Stern in Weimar auf“, sagte der Prinzenerzieher Knebel, und Wieland bekannte nach der ersten Begegnung: „Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Tautropfen von der Morgensonne“.

Im Versmaß des Goetheschen „Faust“ veranschaulicht uns Wieland die Erscheinung des Dichters:

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig, zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt.

„Ich treib's hier toll genug", berichtete Goethe an Merck, „wir machen des Teufels Zeug". „Gewütet" wurde nach Wielands Ausdruck in der „Weltgeisterei", dem engeren Kreis von Freunden, den Karl August um sich versammelte, wo der Fürst und seine Untertanen als „Brüder" den Unterschied des Standes vergaßen, wo es so leidenschaftlich zuging, daß nur das Lieblingswort „unendlich" ganz ausdrücken konnte, was man empfand und wollte. In die freie Natur trieb der Unendlichkeitsdrang die Genossen, wie schon den Wanderer Goethe in Frankfurt: zu gefährlichen Ritten, ermüdenden Klettereien in den verschneiten Bergen, wilden Jagden. Die Philister in Weimar, die alten Gegner der Kraftgenialität, schüttelten die Köpfe und hatten ein Recht dazu, wenn Goethe und der Herzog Nachts auf dem Markt aus reinem Mutwillen mit Hetzpeitschen knallten.

Kraftgenial war auch der Umgang mit den Frauen. Die „Misels" — so hießen sie in der Weimarer Geniesprache — mußten sich derbe Scherze gefallen lassen, und auf die Treue ihrer Liebhaber konnten sie nicht bauen. Goethe „log und trog sich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was er sagte".

Aber einer gab er sich ganz, wie er war, mit seinem ganzen Wesen hin: Charlotte von Stein. „Es wäre ein herrliches Schauspiel", hatte er beim ersten Anblick ihres Bildes geschrieben, „zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt". Dieses Schauspiel genoß er nun in einem elfjährigen Liebesbund, die seelenvollen Augen der Freundin über alles befragend, was ihm und anderen in seiner Umgebung begegnete, über alles, was er dachte und dichtete. „Wenn heute Abend jemand zu Haus ist, so komme ich, les' den Kindern ein Märchen, esse mit euch und ruhe an Deinen Augen von mancherlei aus" — so lautet einer der Briefe Goethes an Frau von Stein. Diese Briefe, in denen wir das innige Zusammenleben der beiden von Tag zu Tag, zuweilen von Stunde zu Stunde ver-

folgen, sind oft reine Liebeslyrik, z. B. wenn der Dichter der Geliebten im Winter eine Blume schickt: „Hier durch Schnee und Frost eine Blume. Wie durch das Eis und Sturmwetter des Lebens meine Liebe.“ So nah, so Eins fühlte sich Goethe mit der ihn tief verstehenden Frau, daß es ihm wie ein Märchen erschien, unerklärlich aus der Wirklichkeit, zu erklären nur aus einem früheren Leben, in welchem sie äußerlich enger verbunden gewesen:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Es war die leidenschaftlichste Liebe, die Goethe je empfunden hat. „Jeder Zweifel von Dir“, bekennt er, „erregt ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe meines Herzens.“ Es war, da die Frau einem andern gehörte, eine schuldige Liebe. Goethe empfand die Schuld. Das ganze wilde Genieleben der ersten Weimarer Jahre verstärkte noch das Schuldgefühl, das ihn schon in Frankfurt gedrückt hatte. Aber er empfand es, dieses Sichaustoben, auch als eine Naturnotwendigkeit, der er sich fügen müsse. Insofern fühlte er sich auch unschuldig. In einem poetischen Rückblick auf das erste Weimarer Leben aus dem Jahre 1783, dem Gedicht „Ilmenau“, heißt es:

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme:
Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

Das Leben Goethes in Weimar und das um ihn war die tief und übervoll sprudelnde Quelle, aus der der Dichter schöpfte. Es war so beschaffen, daß die großen Lebens- und Weltfragen immer wieder angeregt werden mußten, die schon seine Frankfurter Dichtungen behandelt hatten: die Fragen nach dem Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, des Einzelnen zur Welt, nach dem Verhältnis

zwischen Schuld und Unschuld. Leidenschaftliche Geniegespräche darüber unterbrachen das leichtsinnige Treiben, zumal wenn Goethe bei Anna Amalia oder Karl August aus seinen Dichtungen, besonders dem „Faust", vorlas. Wie mögen da die Geister aufeinander geplatzt, wie viele Fragen mögen aufgeworfen, wie viele nicht beantwortet sein.

Alles in allem: überreich war diese erste Weimarer Existenz, verwirrend für den Dichter, dessen Seele jedem Eindruck offen stand. In einem Chaos fühlte er sich, aus dem er sich hinaus zu sehnen begann nach Harmonie, nach Frieden:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und der Friede kam. Der Jüngling reifte dem Manne zu. Es war die natürliche Entwicklung des älter Werdenden. Aber ganz bestimmte Einflüsse wirkten darauf.

Ich kann hier noch mehr, als bisher schon, nur andeuten.

Goethe sah sich vor die Aufgabe gestellt, den ungestümen Herzog zum Herrscher zu erziehen. Indem er ihn Mäßigung lehrte, Einordnung seiner Persönlichkeit in das Ganze seines Staates, lernte er selbst sich mäßigen, seine trotzige Individualität einfügen in das Allgemeine, entsagen. Und dasselbe lernte er noch besser in der gewissenhaften Verwaltung der Staatsämter, die ihm in immer weiterem Umfang übertragen wurden. Aus der Erfahrung seines eigenen praktischen, staatmännischen Wirkens heraus richtete er an einen Schützling die Mahnung: „Schränken Sie sich ein: das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder". In der-

selben Richtung wirkte der immer vertrautere, innigere Umgang mit der Natur. Ueberall empfand der Dichter in ihr Harmonie, mochte er nun im Mondschein an der Ilm wandeln oder auf dem Altan seines Gartenhäuschens Nachts in einen blauen Mantel gehüllt liegen und Welten von Gedanken und Poesie träumen, oder im Winter durch den verschneiten Harz vordringen bis zum Gipfel des Brockens, dem

Schneebehangenen Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker,

oder, gleichfalls im Winter, im Hochgebirge der Schweiz die „schöne Ruhe empfinden, die das Erhabene der Seele giebt." Die Harmonie zog aus der Natur in seine Seele. Klassischen Ausdruck fand das in dem Lied: „An den Mond"

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Die Harmonie in der Natur enthüllte sich noch deutlicher in der jetzt anhebenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihr, in Goethes Naturstudien. Ueberall Gesetzmäßigkeit zeigten sie ihm, ein großes Ganze, dessen harmonischem Wesen jedes Einzelne dient. So ward er reif für Spinozas pantheistische Weltanschauung, die nun ganz die seinige wurde. Schon der ewige Jude eines Frankfurter Fragments hatte das Ende seiner Wanderschaft bei Spinoza finden sollen. Jetzt fand bei diesem der Wanderer Goethe Ruhe: in Spinozas Lehre von der Einheit in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und von der gesetzmäßigen Notwendigkeit alles dessen, was in der Welt ist und geschieht, dieser Lehre, die dem Individuum Entsagung predigt: nicht jene fesselfose Freiheit, wie sie Goethe eine Zeitlang mit anderen Stürmern und Drängern angebetet und erstrebt hatte, vielmehr Erfüllung der Gesetze, die als notwendige das Weltganze bedingen.

Kräftig wirkte ebendahin endlich Frau von Stein. Es gelang ihr, die ungestüme Leidenschaft des Liebenden zu bändigen, den auch in der Liebe individualistisch gegen das Allgemeine sich Auflehnenden unter das Allgemeine zu beugen. Das Verhältnis zwischen beiden klärte sich mehr und mehr zur Freundschaft ab. „Wie eine Madonna, die gen Himmel fährt" kommt die Geliebte dem Dichter vor, und er dankt ihr:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Er dankte ihr größer in der „Iphigenie": im Orest, wie er durch Iphigenie von den Furien befreit wird, schilderte Goethe sich selbst. Aber er verallgemeinerte als großer Künstler die eigene Lebenserfahrung: ihr ganzes Geschlecht, die Tantaliden, entsühnt Iphigenie durch ihr makelloses Wesen. Ja, der Dichter selbst hat angedeutet, daß das Schauspiel symbolisch darstellen sollte die Erlösung der ganzen Menschheit, die Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität, daß es die Lehre verkünde:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

In der Form war „Iphigenie" schon in der ursprünglichen prosaischen Fassung von 1779 Goethes erstes klassisches Kunstwerk, zeigend, daß der Dichter die Gesetzmäßigkeit, die er in der Natur gefunden und im Leben zu verlangen begann, auch in die Kunst übertragen hat. Wie viel dazu das immer weiter und tiefer greifende Studium der antiken Kunst mitwirkte, kann ich hier nicht mehr ausführen.

Ein Anzeichen des Abschnittes, den ich um 1780 in Goethes Entwicklung annehme, sehe ich endlich in der Konzeption des „Tasso" um diese Zeit. Der Weimarer Hof gab Züge für die Schilderung des Hofes von Ferrara. Was Goethe in den ersten Jahren zu Weimar erlebte, spiegelt sich in Tassos Erlebnissen: das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein in Tassos ungestümer Leidenschaft für

die Prinzessin und der Zurückweisung in seine Schranken durch sie, Goethes Erfahrungen in seinem staatsmännischen Wirken, sein Konflikt mit älteren Weimarer Beamten in dem Gegensatz zwischen Tasso und Antonio, der im ersten Entwurf noch anders hieß und weniger edel gehalten war als später. Aber eine über Weimar zurückreichende biographische Bedeutung hat der „Tasso". Goethe stimmte zu, als man ihn einen „gesteigerten Werther" nannte. Der Individualist Werther geht physisch zu Grunde, aber siegt moralisch über die philiströse Welt. Der Individualist Tasso geht im Schauspiel physisch nicht zu Grunde, aber unterliegt moralisch der Gesellschaft, sein Wesen wird tragisch gebrochen dadurch, daß er sich in die Welt nicht finden, seine Eigenart in das Wesen der ihn umgebenden Welt nicht einfügen kann. Der „Tasso" sollte von Anfang an sein, was er später geworden ist: eine poetische Buße Goethes für den maßlosen Individualismus, den Sturm und Drang seiner Jugend, ein Bekenntnis, daß er diesen Individualismus überwunden hatte, daß er gereift war zum Manne, der von seiner Eigenart soviel dem Ganzen zu opfern vermag, als für das Wohl des Ganzen und sein eigenes erforderlich ist.

Goethes Jugend war verrauscht, aber nicht für immer. Ich sehe in Goethes späterer Entwicklung eine zweimalige Rückkehr in die Jugendstimmung, von ihr ausgehend dann den weiteren Fortschritt. Zum erstenmal ward ihm viel aus der Jugend wieder lebendig im Beginn der italienischen Reise. Er ward erst wieder jung, bevor er nach der Rückkehr aus Italien der unnahbare Olympier und streng antikisierende Künstler wurde. Die zweite Rückwendung zu seiner Jugend fand einige Jahre nach Schillers Tod statt, damals, als er „Dichtung und Wahrheit" schrieb. Dieser Rückblick auf die Jugend bedeutete zugleich ihre teilweise Wiederbelebung. Auch der alte Goethe, der damals in die Erscheinung trat, entwickelte sich aus dem jungen heraus. Intensiver, als es

gewöhnlich im Menschenleben der Fall, wirkte bei Goethe die Jugend nach, und weiter. Aber nicht nur deshalb verdient sie ihr Denkmal. Sie ist an sich so groß, so schön, so liebenswürdig, daß die Erinnerung an sie ein fester Bestandteil der deutschen Bildung bleiben, werden muß. Wünschen Sie mit mir, daß das Straßburger Denkmal dazu helfe und daß es an Größe und Schönheit der Jugend unseres Dichters würdig werde.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Schwäbische
Litteraturgeschichte
in 2 Bänden.
Von
Rudolf Krauß.
Erster Band.
Von den Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert.
8. M. 7.—. Gebunden M. 8.50.
Der zweite Band erscheint zu Weihnachten 1899.

H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

Faust.
Der Tragödie dritter Teil.
Treu im Geiste des zweiten Teiles des Goethe'schen Faust
gedichtet von
Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky
(F. v. Vischer).
Vierte Auflage.
8. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Beiträge
zur Litteraturgeschichte Schwabens.
Von
Hermann Fischer.
Erster Band.
8. M. 4.—.
Zweiter Band unter der Presse.

Erinnerungen
an
Johann Georg Fischer.
Von seinem Sohne
Hermann Fischer.
Mit einem Porträt in Heliogravüre.
8. M. 1.20. Gebunden M. 1.80.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübing

Das Christentum der Zeitgenossen.

Eine Studie

von

Erich Foerster,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

(Zeitschrift für Theologie und Kirche. 1899. Heft 1.)

8. M. 1.50.

Die Möglichkeit des Christentums

in der modernen Welt.

Von

Erich Foerster,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. M. 1.20.

Die Religion im modernen Geistesleb

Mit einem Anhang:

Ueber das Märchen von den drei Ringen in Lessings Nath

Von

D. **M. Rade**

in Marburg i. H.

8. M. 1.40. Gebunden M. 2.—.

Im Kampf um die Weltanschauung

Von

R. Wimmer.

Dreizehnte und vierzehnte Auflage.

Klein 8. Kartoniert M. 1.25.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Goethe, Johann Wolfgang von - Biog.&crit. 289237 LG
Author Weissenfels, Richard G599.3
.Yweis
Title Der junge Goethe.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU